

Schlachtenlärm ums Westwerk

Publiziert am 28. Januar 2017 von [admin](#)

Rettet das Westwerk! Das klingt dramatisch. Wann soll denn die Abrissbirne anrollen? Offensichtlich gar nicht. Dennoch gibt es Plakate und FB-Seiten mit diesem eindringlichen Appell. Eine Diskussion soll ebenso stattfinden wie eine Demo.

Im Dezember musste der Westpol Airspace ausziehen, nun haben auch Sublab und einige andere Mieter die Kündigung bekommen. Ja, das sind Verluste. Für das unmittelbare Umfeld, nicht die Stadt. Sebastian Denda bespielt unterdessen schon andere Lokaltäten und wird sicherlich auch mal den Westpol wieder eröffnen, wenn auch nicht mit solch einem großzügigen Platzangebot. Das Sublab wird ebenso eine Bleibe finden, Hacker sind ja eigentlich sowieso ortlos.

So sehr der Ärger der Betroffenen verständlich ist, so befremdlich klingt das Getrommel rundherum. Welche Forderungen wird die Demonstration verbreiten? Dass bei einem privaten Eigentümer weiterhin diverse Akteure quasi mietfrei bleiben können, nur die Nebenkosten zahlen? Und dass er außerdem auf die dringend nötige Sanierung verzichtet? Begleitet werden die Proteste von der üblichen revolutionsromantischen Phraseologie. Ein Ort von selbstorganisierter Kunst und Kultur sei das Westwerk. Selbstorganisiert? Auf meinen Kommentar mit dieser Frage bei Kreuzer online bekam ich die Auskunft, dass die Inhalte der jeweiligen Räume selbstorganisiert seien. Gleichmaßen selbstorganisiert ist dann das Leben in meiner Wohnung, wo ich bestimme, was gekocht wird. Trotzdem gehört die Wohnung einem badischen Eigentümer und ich muss marktübliche Miete bezahlen.

Wie bei manchen Wächterhäusern wird vom Begriff Zwischennutzung der Bestandteil "zwischen" unterschlagen. So nett es ist, Räumlichkeiten eine Zeit lang zu ausgesprochen günstigen Konditionen zu bekommen, so kann daraus kein einklagbares Wohnheitsrecht abgeleitet werden.

Das herrschende System nennt sich Kapitalismus. Hier werden nun sozialistische Inseln eingefordert. Solche sind tatsächlich machbar, etwa in Form von Genossenschaften oder wie bei der unweit gelegenen Schaubühne Lindenfels als gemeinnützige Aktiengesellschaft. Selbstorganisation geht tatsächlich, fordert aber viel Engagement und Verantwortung ab. Denn ganz schnell wird klar, dass schon die Instandhaltung zu Mindestanforderungen Mittel verlangt, die irgendwie erwirtschaftet werden müssen. Beim Ortloff, auch nicht weit weg, wurde das gerade auf tragische Weise sichtbar. Kaum haben sich namhafte Künstler zu einer Benefizauktion zusammengefunden, wird das Haus wegen Einsturzgefahr durch das zuständige Amt gesperrt. Wenn es dann um das ungeliebte Geld geht, kommen gerade von den ach so autonomen und freiheitsliebenden Selbstverwirklichern Forderungen nach einem Eingreifen der öffentlichen Hand.

Ganz schnell steht dann auch das böse Wort Gentrifizierung im Raum. Schon bei der unvermeidlichen Sanierung des Blocks an Grünewald- und Windmühlenstraße vor wenigen Jahren wurde es gehypt. Beim erzwungenen Westpol-Auszug stand es wieder in jeder Stellungnahme, nun natürlich erneut. Ja, hier findet Gentrifizierung statt. Das ist nicht zu leugnen. Doch die ursprünglichen Betroffenen solch eines Prozesses, die sozial Schwachen des einst arg heruntergekommenen Viertels, äußern sich nicht dazu. Vielmehr die Leute, die auf der Suche nach bezahlbarem Freiraum zugezogen sind. Das Gejammer erinnert an das Bonmot: Liebe Autofahrer, ich stehe nicht im Stau, ihr seid der Stau! All die Pioniere, die Ateliers, Galerien, kleine Läden, Werkstätten, Cafés usw. eröffnet haben, sind der erste Schritt zur Gentrifizierung. Instinktiv haben das viele der Alteingesessenen schon vor zehn Jahren gespürt, ohne diesen Begriff überhaupt zu kennen. Mit Freibier und kostenlosen Stadtteilrundfahrten wurden sie bei den ersten Westbesuchen getröstet, dass sie garantiert keine Angst vor diesem neuen bunten Völkchen haben müssten. Nun lamentiert dieses Völkchen, dass es im

Verdrängungswettbewerb unterliege. Wer Gentrifizierung anprangert, gehört mit 90-prozentiger Sicherheit zu deren Schrittmachern. Die restlichen zehn Prozent sind gut bezahlte Stadtsoziologen.

Ich habe das Wort zum ersten Mal vor fast 25 Jahren in einem Buch des damals noch existenten Verlages Reclam Leipzig gelesen. Da ging es um New York. Der Autor schilderte, wie diese Pioniere der Erschließung verlotterter Quartiere dann weiterziehen. Nun ist zwar Leipzig ein bisschen kleiner als NY, doch auch hier findet man noch Ausweichmöglichkeiten. Es wird eng in Plagwitz kann man gerade lesen. Na ja, sogar in Plagwitz und Lindenau scheint es weiterhin Alternativen zu geben. Geht man von der Westkarli Richtung Lindenauer Markt, sieht man viele wunderbar leere Räume, mit denen sich noch was machen ließe. Und dort findet man auch die Leute wieder, die sich vor zehn Jahren im Karl-Heine-Park zum Sterni-Leeren trafen.

Das wird nicht lange so bleiben. Schon entsteht an der vorderen Georg-Schumann-Straße der nächste Hotspot der alternativen Szene. Mit großer Sicherheit wird die Umgebung der Eisenbahnstraße der übernächste sein. Die Karawane zieht weiter, auch wenn einige ausreichend finanzkräftig gewordene Kameltreiber in den bisherigen Oasen verbleiben. Was danach kommt, kann man an der Südkarli betrachten. Günstige Mieten sind da nicht mehr zu haben, aber die Südvorstadt ist auch kein durchgestylter Erlebnispark für Wohlhabende. Keep calm.

Am 20. August 2016 erschien in der LVZ ein für solch ein Thema ungewöhnlich großer Artikel von Andreas Tappert unter dem Titel „Was ist los in Lindenau?“. Anlass war die Soziale Kampfbaustelle an der Gießerstraße. Darin beklagt ein arbeitsloser Teilnehmer dieses Camps, dass es hier immer mehr Läden mit teuren Angeboten gäbe. Stimmt. Aber Fairtrade-Angebote oder ökologisch erzeugte Nahrungsmittel sind nun mal teurer. An der Ecke Merseburger / Lützner gibt es Kik. Wunderbar billig. Auf Kosten nicht nur der Umwelt, sondern der Produzenten in Asien. Protestiert ihr dagegen? Nein? Dann seid ihr ehrenwerten Revolutionäre nichts anderes als dreckige Neokolonialisten.

Apropos dreckig. Vor einigen Monaten hatte ich mich ja hier schon über diesen Rap-Clown namens Rasputin aufgeregt, der „Plagwitz bleibt drecksch“ in schickem Outfit proklamierte. Graffitis verhindern Mietsteigerungen, las ich vor Kurzem an einer frisch gestrichenen Lindenauer Hauswand. Nein, das tun sie nicht. Vergebliche Mühe. Damit machen sich die Weltverbesserer nur unnötig Feinde, die eigentlich ihre Verbündeten sein müssten.

Genug gekotzt. Was könnte man tun?

1. Differenzieren. Nicht jeder Privatinvestor ist ein skrupelloser Profitjäger. Wo das doch der Fall sein sollte, ist Widerstand berechtigt. Mit den anderen aber müssen Kompromisse unter der Prämisse einer ökonomischen Tragfähigkeit gesucht werden.
2. Investieren. Dort wo noch Freiraum ist, sollte man sich nicht auf lange Möglichkeiten der Nutzung zum Minimaltarif verlassen. Gemeinschaften bilden, um Immobilien zu erwerben, solange sie noch bezahlbar sind. Das ist dann wirklich Selbstorganisation.
3. Interagieren. Der Bio-Laden um die Ecke ist nicht der Feind der Besetzer von Bruchbuden. Feinde sind die gewissenlosen Ketten von Ramschware, die höchstens für den deutschen Schulabbrecher sozial verträglich sind, nicht aber für die Produzenten, die nie eine Schule gesehen haben. Darüber kann man sich im Austausch ohne Vorverurteilungen klar werden.

Dieser Beitrag wurde unter [leipzig](#) veröffentlicht. Setze ein Lesezeichen auf den [Permalink](#).

Eine Antwort auf *Schlachtenlärm ums Westwerk*



g.h. sagt:

28. Januar 2017 um 22:08

< Selbstorganisation geht tatsächlich, fordert aber viel Engagement und Verantwortung ab.

Der Schlüsselsatz dieses Artikels – danke dafür!
Und diesen Satz allen ins Stammbuch, die jetzt rummaulen.
Ja, man kann was tun:

- < 2. Investieren. Dort wo noch Freiraum ist, sollte man sich nicht auf
- < lange Möglichkeiten der Nutzung zum Minimaltarif verlassen.
- < Gemeinschaften bilden, um Immobilien zu erwerben,
- < solange sie noch bezahlbar sind.

Genauso siehts aus.

GH

[Antworten](#)

Jens Kassner

Proudly powered by WordPress.